

Kerstin Eva Dreher

aus Deutschland

Foto fehlt



Stipendien-Aufenthalt in Botswana

vom 21. Januar bis 21. April 1999

Botswana – ein Paradies für Afrikanische Elefanten?

Von Kerstin Eva Dreher

Botswana, vom 21. Januar bis 21. April 2000,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt:

Zur Person

1. Einführung:

1.1 *Wo, bitte schön, liegt Botswana?*

1.2 *Willkommen in Afrika*

2. Elefanten – sind sie zu groß für diese Welt?

3. Botswana – ein Paradies für Elefanten? Ein Lagebericht

3.1 *„Uns fragt keiner“*

3.2 *CITES-Konferenz 1997 und die Folgen*

3.3 *Wilderei – kein Thema in Botswana?*

4. Tourismus: das Geschäft der Zukunft

4.1 *„A long way to go“*

4.2 *Safari de luxe – Abu's Camp*

4.3 *Umwelterziehung in Mokolodi*

5. Wildlife-Management in Botswana

5.1 *Funktioniert das System des „Community based97 natural resources management“?*

5.2 *Großwildjagd – auf der Suche nach dem ultimativen Kick*

5.3 *Culling – die einzige Alternative?*

6. Die 11. CITES- Konferenz in Nairobi – Ergebnisse und Beurteilung

7. Schlussbemerkung

8. Dankeschön

Zur Person

Kerstin Eva Dreher, geboren am 28.8.1968 in Überlingen am Bodensee. Nach dem Abitur 15-monatiger Au-Pair-Aufenthalt in Paris. 1990 – 94 Studium der Germanistik, Anglistik und der Politischen Wissenschaften in Köln. Volontariat beim Burda Verlag und der Deutschen Journalistenschule in München und Offenburg. Seit 1997 freie Journalistin in Köln, hauptsächlich tätig für das WDR-Fernsehen.

1. Einführung

1.1. Wo bitte schön liegt Botswana?

Ein dreimonatiges Stipendium in Afrika? Das ist ja toll! Und wo genau? Botswana? Davon hab ich ja noch nie etwas gehört! Wo um alles in der Welt liegt das denn? In West- oder Ostafrika? Am Meer? – So ähnlich verlief fast jedes Gespräch mit Kollegen oder Freunden, wenn ich von meinem bevorstehenden Afrika-Aufenthalt erzählte. Und das ist auch keinem zu verdenken. Wann hört oder liest man denn Nachrichten aus Afrika? Wenn irgendwo mal wieder ein Bürgerkrieg tobt, eine Naturkatastrophe herein bricht oder die Nigerianer mal wieder herrlichen Fußball spielen. All das hat Botswana nicht zu bieten. Das Fußballteam ist trotz internationaler Betreuung eher lausig, Unwetter toben hier so gut wie nie (es gibt allenfalls lange Dürreperioden) und einen Bürgerkrieg oder politische Unruhen hat es auch schon lange nicht mehr gegeben. Im Gegenteil – Botswana gilt als die Vorzeige-Demokratie Afrikas. Über Südafrika und zwischen Namibia, Sambia und Simbabwe gelegen, ist das Land mit ca. 582000 Quadratkilometern größer als Frankreich, hat auf dieser riesigen Fläche aber lediglich 1,6 Millionen Einwohner. Botswana ist einer der größten Rohdiamantenproduzenten der Welt, ist auch in Europa bekannt als erstklassiger Rindfleisch-Lieferant und aufgrund dessen im Vergleich zum restlichen Afrika relativ wohlhabend. Wenn Botswana in deutsche Schlagzeilen gerät, dann höchstens aufgrund der alarmierend hohen Aids-Quote (jeder Vierte ist HIV-positiv!). Ansonsten dürfte das Land nur Natur- und Tierliebhabern bekannt sein, denn Botswana ist mit der Kalahari, dem Chobe National Park und dem Okavango-Delta ein Paradies für Millionen wilder Tiere, allen voran für den Afrikanischen Elefanten.

1.2 *Willkommen in Afrika*

Mit diesen Informationen im Gepäck trat ich meine Reise an. Gut informiert und bestens vorbereitet – wie ich dachte. Nach 13 Stunden Flug landete ich endlich in Gaborone auf dem «Sir Seretse Khama»-Airport, dem kleinsten internationalen Flughafen, den ich je gesehen hatte. Das erste, was mir auffiel, war das angenehme Sommerklima. Es war warm, aber nicht heiß und die Luftfeuchtigkeit war erträglich. Da war ich aus Westafrika ganz anderes gewohnt. Noch etwas war ganz anders, als ich es erwartet hatte: Jeder sagte freundlich «Dumela Ma» (Guten Tag), war hilfsbereit, nahm aber auch nicht weiter von mir Notiz. Eine allein reisende Weiße ist nichts besonderes in Botswana. Das Land kannte nie eine Apartheid und es leben viele Weiße hier: Batswana, Südafrikaner und auch einige Europäer. Also: Keine aufdringlichen Kofferträger, Taxifahrer, Geldwechsler oder Kettchenverkäufer am Flughafen. Niemand, der sich auf mich stürzte, von mir zum Essen eingeladen werden wollte oder eine Zigarette schnorrte. – Herzlich willkommen in einem ganz anderen Afrika!

Doch nicht nur wir in Europa wissen wenig über Land und Leute in Botswana, auch umgekehrt herrscht Unkenntnis. Es gibt nur eine einzige Tageszeitung, die aber de facto weniger eine Zeitung als vielmehr ein kostenloses, staatliches Informationsblatt mit nur vier bis sechs Seiten ist. Die restlichen Publikationen sind Wochenzeitungen. Der staatliche Fernsehsender, der eigentlich seit einem Jahr „on air“ sein sollte, befindet sich noch immer im Aufbau, und die wenigen Radiostationen sind meist nur in der Hauptstadt zu empfangen. Nur selten finden internationale bzw. europäische Schlagzeilen den Weg in die Nachrichten. Über Deutschland sind nur die gängigen Klischees bekannt: Die Deutschen trinken Unmengen von Bier und fahren nur Porsche oder Mercedes. Um so erstaunter waren meine Kollegen vom Botswana Guardian, als ich mir nach zwei Wochen einen alten, klapprigen Ford zulegte. Ganz einfach, weil ich die Warterei auf völlig überfüllte Minibusse, Taxifahrer und Kollegen, die mich abholen wollten und nie oder mit mindestens zwei Stunden Verspätung kamen, leid war. Und das achso-typische deutsche Bier hat mir auch noch nie geschmeckt. Dabei hatte mich Collin, der Auszubildende vom Botswana Guardian, mit seiner Frage: „Is it true that you have beer-pipelines in every German household and that you pay the bill at the end of the month?“ eigentlich auf eine prima Geschäftsidee gebracht.

Auf beiden Seiten war es ein hartes, aber äußerst vergnügliches Stück Arbeit, mit den Vorurteilen aufzuräumen. Die wichtigsten und prägendsten – aber auch härtesten – Lektionen für mich waren: „Auch wenn es nicht danach aussieht, es wird schon klappen“ und „Zeit ist relativ“.

2. Elefanten – sind sie zu groß für diese Welt?

Loxodonta africana africana, so der lateinische Name des afrikanischen Savannenelefanten, ist ein ganz besonderes Tier. Mit einer Schulterhöhe von bis zu 2,90 Metern und einem Gewicht von bis zu 7.500 Kilogramm ist er das größte Landsäugetier. Er lebt gesellig in Gruppen mit einer festen Sozialstruktur. Diese Gruppen sind Familienverbände von durchschnittlich 10 Tieren, manchmal schließen sie sich auch zu einem ganzen Clan mit 60 oder 70 Angehörigen zusammen. Die Gruppen werden immer von einem weiblichen Tier angeführt, Bullen sind nur bis zum Alter von ca. 15 Jahren in der Herde gestattet. Danach ziehen sie alleine oder in einer kleinen Gruppe von Jungesellen umher. Nur zur Paarung, die ein paar Tage dauern kann, schließen sie sich kurzzeitig den Gruppen wieder an.

Das Gefühl, einen dieser Riesen nicht im Zoo oder Zirkus, sondern in Freiheit, ohne Zäune oder Grenzen zu sehen, ist unbeschreiblich. Egal, ob man einen der großen Bullen durch die unendlich weite Savuti-Marsch stolzieren sieht oder eine mehrere hundert Tiere umfassende Herde beim Grasens am Chobe beobachtet – ich musste mich selbst immer wieder in den Arm kneifen, um zu begreifen, dass das kein Film oder Traum, sondern Realität war. Stundenlang konnte ich dort sitzen und einfach nur zuschauen. Sehen, wie sich Mütter mit ihren wenige Tage alten Kälbern im Schlamm suhlten, zwei Halbstarke ein kleines Kämpfchen veranstalteten, wie eine Herde durch den Grenzfluss ins benachbarte Namibia schwamm oder ein besonders vorwitziger junger Bulle mein Auto inspizierte und seinem Rüssel mehrfach um den Seitenspiegel schlang. Dass zu sehen macht süchtig, davon kann man einfach nicht genug bekommen. Man mag es einfach nicht wahrhaben, dass es nur noch wenige Länder geben soll, in denen dieses Schauspiel zum Alltag gehört! Es fällt schwer zu glauben, dass diese sensiblen, sanften und erstaunlich sozialen Tiere zu groß für diese Welt sein sollen. Warum eigentlich?

Elefanten sind äußerst schlechte Futterverwerter, ein Großteil der aufgenommenen Nährstoffe wird einfach wieder ausgeschieden. Deshalb sind sie auch fast den ganzen Tag mit Fressen beschäftigt. Bis zu 200 kg Gras, Blätter, Wurzeln, Rinde und Früchte verschwinden jeden Tag im Magen eines erwachsenen Elefanten. Je nach Jahreszeit bevorzugen Elefanten unterschiedliche Pflanzenteile eines bestimmten Baumes oder Busches, manchmal sind es die Blätter, dann wieder die Rinde oder die Wurzeln. Die nahrhaften Mophane-Bäume gehören zu ihrer Lieblingsspeise, und das sieht man den Mophane-Wäldern im Norden Botswanas leider auch an. Nicht nur, dass viele Bäume, darunter auch die riesigen Baobabs (Affenbrotbäume), regelrecht geschält oder leergefressen werden – Elefanten lieben es auch, sich an ihnen kräftig zu reiben, Äste abzubrechen oder sie einfach umzustoßen. Bei

einer großen Elefantenpopulation wird der „Schaden“, den sie durch dieses Verhalten anrichten, natürlich immer größer. Vor allem in der Trockenzeit werden die kargen Stellen rund um die wenigen Wasserlöcher und ein deutlich gelichtetes Flußufer am Chobe sichtbar. Ob die große Anzahl Elefanten die Vegetation zerstört oder lediglich verändert – darüber streiten sich die Experten. „Die weiten Steppen und Savannen Kenias oder Tansanias waren früher auch einmal Wälder – heute sind sie es nicht mehr. Und? Stört das heute jemanden? Wir Menschen denken einfach nur in viel zu kleinen Zeitschritten. Die Welt verändert sich eben – und wir Menschen können das sicher nicht aufhalten“ – behaupten viele. Die Gegenseite argumentiert: „Die Elefanten verdrängen andere, kleinere Tierarten, indem sie diesen das Wasser streitig machen. Außerdem verändern sie das gesamte Ökosystem Botswanas, indem sie die hiesige Fauna zerstören und so einen Nährboden für fremde, nicht heimische Pflanzen schaffen“. Jede Seite hat also gute Argumente, doch zählen diese wenig, solange sie nicht belegt sind. Und genau das ist der Knackpunkt: Es gibt noch viel zu wenig wissenschaftliche Ergebnisse.

Licht ins Dunkel sollen einige laufende Forschungsprojekte bringen. Eines davon nennt sich «BONIC» und ist ein fünfjähriges Gemeinschaftsprojekt der Regierungen Botswanas und Norwegens. Das Projekt untersucht den Einfluss von Elefanten, anderen großen Pflanzenfressern und Buschfeuern auf die Entwicklung des Baumbestandes in der Chobe-Region. Gestartet wurde «BONIC» 1998, mittlerweile wurden Verwaltungsräume bereit gestellt, ein Camp für die Forscher errichtet und sogar erste Daten gesammelt. Forscher (und solche, die es werden wollen) nehmen die Vegetation der Chobe-Region genau unter die Lupe. In einem zweiten Schritt sollten sogenannte „Exclosures“ vom Nationalpark-Gelände abgeschirmt und die Entwicklung der Pflanzen dort genauestens untersucht werden. Der erste Teil der 150 Meter langen und 130 Meter breiten „Exclosures“ sollte komplett eingezäunt werden, so dass kein Pflanzenfresser auf das Gelände zur Nahrungsaufnahme gelangt. Der zweite, genauso große Teil würde von einem Zaun umgeben sein, der im unteren Bereich offen ist, also kleineren Pflanzenfressern Zutritt erlaubt, Elefanten jedoch fernhalten soll. Der dritte Teil würde gar nicht eingezäunt, er sollte nur als Kontrollfeld dienen, um die unterschiedliche Entwicklung zu den beiden anderen Teilen dokumentieren zu können. Als ich dort war um mir das Projekt anzusehen, sollten sechs der «Exclosures» schon lange stehen und die Forschungen eifrig vorangeschritten sein – so stand es zumindest auf dem offiziellen Zeitplan. Es hat mich einige Überredungskunst gekostet, den „District Wildlife Officer“ und Projektleiter Mr. Othomile zu überzeugen, mir das Projekt doch bitte zu zeigen. Als wir endlich an einer der «Exclosures» angekommen waren, wurde mir klar, weshalb. Der Zaun (der offensichtlich kurzzeitig wirklich gestanden hatte), war komplett zerstört. Ein-

fach umgetrampelt. Von Elefanten, Büffeln oder anderen Tieren. So konnte hier natürlich nicht geforscht werden, denn jedes Tier hatte hier überall Zutritt. Mr. Othomile war darüber nicht einmal verärgert. „Wir haben die Firma, die die Zäune aufbauen sollte, ja noch nicht bezahlt“, war sein Kommentar. „Außerdem kommen die Norweger ja nächsten Monat. Die sollen ruhig mit eigenen Augen sehen, dass das hier eben nicht alles so funktioniert, wie es auf dem Papier steht!“ Das etwas enttäuschende Fazit: „BONIC“, ein Projekt, in dessen Ergebnisse viel Hoffnung gesetzt wurde, klappt offensichtlich nicht. Und man kann nur hoffen, dass vielleicht ein anderes Projekt funktioniert und endlich die ersehnten Forschungsergebnisse bringt.

3. Botswana – das Paradies für Elefanten? Ein Lagebericht

Siebzehn Prozent der gesamten Fläche Botswanas sind als Nationalparks, weitere 20 Prozent als „Wildlife Management Areas“ ausgewiesen. Bis auf einen etwa 500 km langen, relativ dicht besiedelten Landstrich im Osten des Landes kann man tagelang durch die Kalahari fahren, ohne auch nur einer einzigen Menschenseele zu begegnen. Den Kalahari-Highway im Westen und die wenigen Straßen im Süden säumen freilaufende Esel, Ziegen und Rinderherden. Ein anderes Bild bietet sich im Norden und in den Nationalparks, wo es genügend Flüsse und Wasserstellen gibt: Dort sind es Elefanten, Büffel, Zebras, Nilpferde, Antilopen, Krokodile und Löwen, denen man begegnet.

Botswana hat die größte Elefanten-Population der Welt. Laut dem „Department of Wildlife and Nationalparks“ (DWNP) sind es mittlerweile 106.000 Tiere, mit einem jährlichen Wachstum von circa 5 Prozent, die sich in einem etwa 80.000 Quadrat-kilometer großem Gebiet aufhalten. Den Elefanten scheint es hier zu gefallen, in den letzten Jahrzehnten immigrierten immer mehr aus den umliegenden Ländern. Kein Wunder, denn Botswana bietet – zumindest aus Elefantensicht – das einzige friedliche Terrain der Region. In Angola tobt seit langem ein Bürgerkrieg, bei dem Elefanten immer wieder zwischen die Fronten geraten. Das gleiche gilt für den Caprivi-Strip in Namibia, in Simbabwe wird gecullt (d.h. bei einer Überbevölkerung werden ganze Herden abgeschossen) und in Sambia ist Wilderei ein großes Problem. Die Folge: Die Elefanten treffen sich in der friedlichen Mitte – in Botswana. Und obwohl die Nationalparks im Norden Botswanas weitläufig sind, wird es eng – und die Konkurrenz um Wasserlöcher, das Chobe-Ufer oder das Okavango-Delta, vor allem in der Trockenzeit, größer. Die Folge: Wildtiere, allen voran die Elefanten, drängen massiv auch in andere, nicht geschützte Gebiete vor.

Damit sind wir auch schon beim größten Konflikt der Region: Flächenmäßig ist Botswana zwar riesengroß, aber es gibt nur relativ wenig fruchtbare und wasserreiche Regionen außerhalb der Nationalparks, und um die konkurrieren die Rinderzüchter auf der einen und die wilden Tiere auf der anderen Seite. Rinder-, Esel-, Ziegen- oder Hühner-Haltung ist in der Kultur der Batswana tief verankert. Rinder zu besitzen ist gleichbedeutend mit Wohlstand – und das seit Jahrhunderten. Ein einflussreicher Mann ist immer auch ein Viehzüchter. Auch das traditionelle Brautpfand wird in Rindern, und nicht in der Landeswährung Pula festgelegt. Botswanas ganzer Stolz ist der gigantische Schlachthof bei Lobatse, der größte des gesamten Kontinents. Rindfleisch ist nach Diamanten der einzige Exportschlager des Landes und somit ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Die Tradition der Viehzucht hat auch heute noch nicht an Einfluss auf den Alltag der meisten Batswana verloren. Zu Beginn meines Aufenthalts wunderte ich mich immer wieder, wie schwer es doch war, mich mit meinen Kollegen vom Botswana Guardian am Wochenende zu verabreden. Die meisten fahren nach Hause, in ihre Heimatdörfer – dachte ich! Als ich mir den x-ten Korb von meinem Kollegen Keke holte, fragte ich dann aber doch mal genauer nach. Ergebnis: Er fuhr am Wochenende auf seine „Cattle Post“. Das sind weit entlegene Weiden, auf denen junge Männer das ganze Jahr über die Herden hüten. Bei diesem Gespräch erfuhr ich auch, dass Keke sein Geld nicht auf der Bank einzahlte, sondern in Ziegen, Hühnern und Esel investierte. Irgendwann werde er sich dann auch sein erstes Rind kaufen, verkündete er mit stolz geschwellter Brust. Einem Europäer mag das seltsam vorkommen, für einen Batswana ist es das normalste der Welt. Auch unter Politikern. Als der botswanische Botschafter in den USA nach langer Zeit mal wieder nach Hause kam, verschwand er zunächst. Tage später hatten ihn die Medien dann aufgespürt: Natürlich auf seiner „Cattle Post“ – wo sonst?

Durch diese Geschichten wird klar, dass Rinder und andere Nutztiere bei den Batswana einen deutlich höheren Stellenwert als Wildtiere haben. Dabei spielt sicherlich die Tatsache eine große Rolle, dass die jeweiligen Viehhalter ihre Rinder, Esel und Ziegen besitzen und über ihre Schlachtung bestimmen, während Wildtiere Eigentum des Staates sind. Nur das „Department of Wildlife and Nationalparks“ kann bestimmen, wann ein Wildtier getötet werden soll. Wenn beispielsweise ein Löwe eine kleine Siedlung im Busch bedroht, darf dieser von den Einwohnern nicht einfach so erlegt werden. Zunächst einmal muss etwas passieren, dann muss das DWNP eingeschaltet werden, das über das weitere Schicksal des Löwen bestimmt. Wird an den Schreibtischen in der fernen Hauptstadt Gaborone dann beschlossen, den Löwen zu töten, rückt die sogenannte „Problem Animal Controll Unit“ aus und erlegt das Tier. Ein Prozess, der mehrere Tage oder Wochen dauern kann.

3.1 „Uns fragt keiner“

„Fragen des Arten- und Naturschutzes sind für die Einwohner in den betroffenen Regionen kaum von Interesse, da müssen Sie erst gar nicht nachfragen!“ – Diesen Spruch bekam ich von Regierungsoffiziellen zu hören, als diese von meinen Plänen erfuhren, in einige betroffene Dorfgemeinschaften zu fahren und die Leute vor Ort zu befragen. Um so erstaunlicher, was für Ergebnisse ich in den vielen Stunden sammelte, die ich auf dem Boden sitzend in Kgotlas (traditionelle Versammlungsorte in Dörfern) und im Schatten eines großen Baobabs (Affenbrodbaum) verbrachte. Die Einwohner von Khwai, Sankuyo und die Mitglieder des „Chobe Enclave Community Trust“ hatten – nach anfänglicher Scheu – nämlich durchaus etwas zu sagen. Mit wenigen Ausnahmen waren alle davon überzeugt, dass die Wildtiere, allen voran die Elefanten, die durch ihre Gebiete zogen, der Gemeinde durchaus Wohlstand verschaffen könnten. Auch wenn die meisten Angst vor Elefanten hatten und in ihnen vielfräßige Riesen, die ihre wenigen Felder zerstörten, sahen, erkannten sie durchaus, dass eine gesunde Wild- und Elefantenpopulation ihnen Arbeitsplätze im Tourismusbereich schaffen und sichern kann. Vor allem das vor wenigen Jahren eingeführte „Community based natural resources management“ (kurz CBNRM, mehr dazu in Kapitel 5) begrüßen sie, denken aber gleichzeitig, sie seien nicht genug integriert. Sie fühlen sich bevormundet von ihrer Regierung, aber vor allem von selbsternannten europäischen oder amerikanischen Elefanten-Experten, die die Tiere vielleicht ein, zwei Jahre studiert haben. „Uns fragt keiner und dabei leben wir doch seit Jahrhunderten mit diesen Tieren, Tag für Tag. Wir dürfen sie nicht besitzen, wir müssen nur mit ihnen leben. Wie – das interessiert doch keinen. Uns hat noch keiner gefragt, was wir von einem aktiven Elefanten-Management halten und wie das unserer Meinung nach aussehen sollte“. Bei dieser Antwort erstaunt es wirklich nicht, dass die meisten Einwohner Botswanas kein Verständnis für die meist sehr emotional geführten Diskussionen der weißen Tier- und Artenschützer aufbringen können. Sie fühlen sich von ihnen bevormundet und reagieren mit Ignoranz und scheinbarem Desinteresse. Eine kleine Gruppe älterer Männer, die sich meine Fragerei zunächst tagelang in gebührendem Abstand angesehen hatte, kam schließlich auch zu mir und schilderte mir ihre Sicht der Dinge. Am Ende sagten sie mir, dass ich die erste Weiße gewesen sei, die an ihrer Meinung in bezug auf den zukünftigen Umgang mit den Elefanten interessiert gewesen sei.

3.2 Was für Konsequenzen hatte die CITES-Konferenz 1997?

Die 10. Internationale Artenschutz Konferenz fand im Juni 1997 in Harare statt. Dort beschlossen die CITES-Staaten (CITES = Convention on International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora) das generelle Han-

delsverbot mit Elefantenprodukten (Elfenbein, Häute, Lebewesen, etc.) für Namibia, Simbabwe und Botswana aufzuheben. Der afrikanische Elefant wurde von Appendix I des Washingtoner Artenschutzabkommens (vom Aussterben bedrohte Tiere) auf Appendix II (gefährdete Tiere) herabgestuft. Für die drei Länder bedeutete dieser Entschluss, dass sie ihre Elfenbeinvorräte unter strengen Kontrollen und in beschränktem Umfang veräußern durften. Die Verkäufe waren genau geregelt, die Menge und Herkunft des Elfenbeins war den CITES-Kontrollleuten im Detail bekannt und alles war registriert. So verkaufte Botswana im vergangenen Jahr völlig legal 17,2 Tonnen Elfenbein an Japan. Das Geld aus dem Verkauf floss in einen Fond und wurde bislang nicht angetastet. Zugute kommen soll das Geld dem Elefantenschutz und Gemeinden, die in Elefantengebieten liegen. Die Gemeinden müssen lediglich einen Antrag an das „DWNP“ stellen, dieser wird dann geprüft und gegebenenfalls wird ein Betrag ausgezahlt. Auch von Elefanten verursachte Ernteschäden sollen damit beglichen werden. Eine gute Sache, darüber sind sich die meisten Botswana einig. Tier- und Artenschützer, Regierungsmitglieder und vor allem die Dorfbewohner. Warum soll man denn nicht von toten Elefanten profitieren? Ja, warum eigentlich nicht?

In Botswana scheint der Handel mit Elfenbein – der ja nur einmal statt fand – gut geklappt zu haben. Die Wilderei hat nicht zugenommen (siehe Kapitel 3.3), es gibt nach wie vor genug Elefanten im Land, und die Regierung hat ein paar Millionen Dollar mehr auf dem Konto. Im staatlichen Elfenbeinlager in Gaborone stapeln sich immer noch 25 Tonnen Elfenbein, die noch mehr Geld bringen könnten. 25 Tonnen Elfenbein, das sind 5616 Stoßzähne, davon wurden 1021 von Wilderern beschlagnahmt, 3896 stammen von Elefanten, die eines natürlichen Todes gestorben sind und 648 Stoßzähne hat die „Problem Animal Control Unit“ beim „Department of Wildlife and National Parks“ abgegeben. „Monatlich kommen hier etwa 50 Stoßzähne rein – wir platzen bald aus allen Nähten“, berichtet Ebi Elias, Wildlife Officer und Herr der Stoßzähne. Damit das nicht passiert, gibt's im nächsten Jahr ein neues Elfenbein-Lagerhaus. 1021 beschlagnahmte Stoßzähne, das klingt zunächst einmal sehr viel – aber man darf nicht vergessen, dass das Elfenbein hier seit Jahren gelagert wird. „Pro Jahr sind es nur etwa 20 Stoßzähne, die den Wilderern abgenommen werden“, bestätigt Wildlife Officer Elias.

Auf meine Frage, wie man denn feststellen könne, ob ein Stoßzahn aus illegalen Beständen komme, antwortet Ebi Elias: „Jeder einzelne Stoßzahn ist gekennzeichnet, und an der Markierung erkennt man ganz genau, wo, wann und unter welchen Umständen das Tier gestorben ist“. Da die Markierung lediglich aus einem mit einem dicken Edding aufgetragenen Zahlen- und Buchstabencode besteht (und leicht zu entfernen oder zu ersetzen ist), zweifle ich allerdings an dieser Behauptung.

3.3 Wilderei – Kein Thema in Botswana?

„Gibt es in Botswana Wilderei?“ – „Nein, das ist bei uns überhaupt kein Problem!“ – „Und weshalb nicht?“ – Ich weiß nicht, wie oft ich während meiner drei Monate in Botswana diesen Dialog geführt habe. Die Antworten fielen sehr unterschiedlich aus. Von „Botswana sind eben ehrliche Leute“ bis „Weil wir so eine gute Anti-Poaching Unit haben“ war alles dabei. Ich hatte ständig das Gefühl, den Leuten mit dieser Frage auf die Nerven zu gehen. Dementsprechend vielsagend waren auch die Antworten. Wer schon einmal in Afrika war, wird bestätigen können, dass man hier auf beinahe jede Frage eine Antwort bekommt, denn es gilt als unhöflich, nicht zu antworten. Auch wenn der Gefragte die richtige Antwort nicht kennt, wird etwas gesagt. Einem Fremden gegenüber wird nicht zugegeben, dass man etwas nicht weiß. Das führt (vor allem bei Fragen nach dem richtigen Weg) oftmals zu Verwirrungen, in diesem Fall war es genauso. Deshalb lasse ich lieber die Fakten sprechen. Vor allem in den ärmeren Ländern rund um Botswana, allen voran Sambia, ist Wilderei auch heute noch ein Thema. Auch in Kenia und Uganda glaubt man, durch die Lockerung des Elfenbeinhandels im südlichen Afrika wieder mehr Elefanten an Wilderer verloren zu haben. In Botswana ist das – zumindest nach offiziellen Angaben – nicht der Fall. Lediglich acht bis zehn Elefanten verliert man pro Jahr an Wilderer. Der Verdienst der „Anti Poaching Unit“ kann das allerdings nicht sein. Es gibt lediglich vier regionale Basistruppen, mit jeweils etwa 20 Männern. Eine 80 Mann starke Anti-Wilderer-Einheit für dieses riesige Land kann nicht genug sein. Dazu kommt, dass das Material, das dieser Truppe zur Verfügung steht, in den meisten Fällen veraltet ist. Das gleiche gilt auch für die „Botswana Defense Force“, die an den Grenzen patrouilliert und die „Anti Poaching Unit“ in ihrer Arbeit unterstützt. Man braucht sie nicht zu sehen – man hört sie. Mit ohrenbetäubendem Getöse fuhr einmal ein kleines Motorboot auf dem Chobe an mir vorbei. Dem Geräusch nach zu urteilen, war ich felsenfest davon überzeugt, dass jetzt gleich ein Hubschrauber um die Ecke biegen würde! Dennoch: Die Statistiken zeigen, dass nur wenige Elefanten den Wilderern in die Hände fallen. Was wohl vor allem daran liegt, dass es vor allem Einheimische sind, die auf illegale Jagd gehen. Und zwar wegen des Fleisches, und nicht wegen des Elfenbeins. Eine Antilope schmeckt einfach besser als ein Elefant, und die Jagd ist natürlich viel weniger aufwendig. Oft reicht schon eine geschickt aufgestellte Falle und ein Messer. Es bleiben kaum Spuren: Das Fleisch wird gegessen, die Knochen vergraben und die Felle entweder als Decke benutzt oder über die nahegelegenen Grenzen (meist nach Simbabwe) geschleust. Das bestätigte mir zumindest Bill, ein Farmer aus Panamatenga, dem östlichsten Stützpunkt in Botswana. Wird doch einmal ein Einheimischer beim Wildern erwischt, so erwartet ihn meist eine milde Strafe. Zumindest, wenn es sich um

einen Fall nicht kommerzieller Wilderei handelt. Die Höchststrafe für solch ein Vergehen sind 1000 Pula (ca. 400 DM) und bis zu einem Jahr Gefängnis. Handelt es sich um einen Elefanten, der gewildert wurde, sieht das schon anders aus: 50.000 Pula (20.000 Mark) und bis zu zehn Jahren Gefängnis. Bei den mittlerweile sehr selten gewordenen Nashörnern (in ganz Botswana leben nur noch 24 Breitmaulnashörner unter strengster Bewachung, die Spitzmaulnashörner sind mittlerweile komplett ausgerottet) liegt die Strafe noch höher: 100.000 Pula (40.000) Mark und bis zu 15 Jahre Gefängnis. Ob es daran liegt, dass kommerzielle Wilderei in Botswana kaum ein Thema ist? Oder liegt es in der Natur der Batswana, dass sie mit dem Gesetz nur ungern in Konflikt kommen? In keinem anderen Land Afrikas gibt es schließlich so wenig Korruption! Hinter das Geheimnis dieser Fragen bin ich nicht gekommen.

4. Tourismus: Das Geschäft der Zukunft

Es ist gar nicht so einfach, in Gaborone das „Department of Tourism“ zu finden. Es liegt zwar in der „Main Mall“, deren Geschäfte man spätestens nach dem zweiten Tag in der Hauptstadt auswendig kennt, doch die winzigen Geschäftsräume liegen im vierten Stock über einer Bank versteckt. Passanten auf der Straße danach zu fragen macht wenig Sinn – das musste ich dann nach einer halben Stunde auch feststellen. Egal, Mr. Mpulubusi, der Leiter des Instituts, wartete auf mich. Als ich dann endlich – 20 Minuten zu spät – vor ihm saß, war er doch sichtlich erfreut, jemanden gefunden zu haben, der ihm Gehör schenkte. Viele scheinen das nicht zu tun. Und so legte er auch sofort los: „Der Tourismus in Botswana hat eine große Zukunft vor sich. Doch es muss noch viel getan werden. Im Moment kommen 90 Prozent aller Besucher, um Wildtiere zu beobachten, vor allem die Big Five (Löwe, Elefant, Nashorn, Büffel und Leopard). Doch es gibt noch viel mehr Potenzial. Zum Beispiel die unendlichen Weiten der Kalahari. Dort gibt es zwar nicht so viel Großwild, aber es ist einfach ein unglaubliches Gefühl, über Tage hinweg nichts anderes als diese unendlich weite Wildnis um sich zu haben. Vogelbeobachter kommen dort übrigens auch auf ihre Kosten“. Mr. Mpulubusi hatte sein Thema gefunden: Die Kalahari. Etwa eine halbe Stunde erzählte er, was dort noch alles zu tun sei und wieviel Potenzial doch in der Steppenwüste stecke. Er wurde derart enthusiastisch, dass man hätte glauben können, er bekäme für jeden Kalahari-Besucher ein paar tausend Pula auf sein privates Konto überwiesen. Als er dann irgendwann einmal eine kleine Pause machte um Luft zu holen, war ich endlich am Zug und fragte ihn nach ein paar Fakten. Die Reaktion war ein langes Stöhnen, dann verschwand er hinter einem riesigen

Papierstapel, schließlich fand er die Akte, die er gesucht hatte. „Die genaue Anzahl der Besucher kennen wir nicht, wir können lediglich sagen, wie viele Leute die Parks besucht haben. Im vergangenen Jahr waren das z.B. 142.943 Touristen, die die nördlichen Parks im Okavango Delta, Chobe und in den Salzpflanzen aufgesucht haben. Das heißt die Regierung verdiente 9.082.290 Pula (ca. 3,7 Millionen DM) allein an Park-Eintrittsgebühren“. Was 1998 anbelangt, konnte mir Mr. Mpulubusi sagen, wieviel insgesamt mit den Touristen umgesetzt wurde: 648 Millionen Dollar. Das ist mehr, als die verarbeitende Industrie umgesetzt hat. Und da die Viehwirtschaft im vergangenen Jahr auch erstmalig rote Zahlen schrieb, ist Tourismus nach der Diamantenförderung mittlerweile der zweit-wichtigste Wirtschaftszweig. Als eines der „Big-Five“-Tiere ist der Elefant einer der entscheidenden Faktoren, die zu diesem Ergebnis führten. „Tourismus ist in Botswana das Geschäft der Zukunft. Bodenschätze gehen nämlich irgendwann einmal zu Ende, bis dahin müssen wir eine andere, neue Einnahmequelle aufgebaut haben – und das könnte die Tourismus-Industrie sein“ schwärmte Mr. Mpulubusi weiter.

Mit seinen Plänen liegt der Leiter des Instituts sicherlich richtig, damit aber die Bevölkerung das auch so sieht, ist noch viel Aufklärungsarbeit vonnöten. Es müssen neue Wege gefunden werden, die Einheimischen an dem Geschäft mit den Touristen zu beteiligen. Das sah Mr. Mpulubusi genauso: „Unser Ziel ist es, dass die Gemeinden rund um die Nationalparks eines Tages mit den Wildtieren mindestens genauso viel Geld verdienen wie mit der Landwirtschaft heute. Das ist der Schlüssel zur Zukunft, daran müssen wir arbeiten“.

4.1 „A long way to go“

Die frustriertesten Menschen, die ich in Botswana getroffen habe, waren ein Deutscher und ein Ire, die im Rahmen eines EU-Projekts ein Tourismus-Konzept für Botswana entwickeln sollten. Die beiden waren nicht mehr ganz jung, übten ihren EU-Job schon eine ganze Weile aus und waren viel in der Welt herumgekommen. „Ich dachte eigentlich, ich sei mit allen Wassern gewaschen, doch das war vor dem Botswana-Auftrag“, erklärte der irische Vertreter seinen Verdruss. Doch warum ist es so schwer, ein Tourismus-Konzept für Botswana zu entwickeln? Immerhin gilt das Land doch als eines der exklusivsten Reiseziele des gesamten Kontinents. „Ja, ja, das ist auch so“, bestätigte Ian, der Ire, und fuhr fort: „Aber nur, wenn man sich in einer erstklassigen, privaten Lodge im Norden oder im Nationalpark einmietet. Am besten, man setzt sich in ein Flugzeug, fliegt ins Delta oder zum Chobe, genießt den Busch für ein oder zwei Wochen und fliegt dann wieder zurück in die Heimat. Auf diese Weise hat ihr Reisebüro, die Fluglinie und der Lodge-Betreiber viel Geld mit Ihnen gemacht. Auch Botswana hat an Ihnen verdient, schließlich müssen sie ja auch die Park-Gebühren zahlen. Bei den Einheimischen ist aber fast nichts von diesem Geld angekommen“. Recht hat

er. Denn mit Botswanas Tourismus-Strategie „Low impact, high income“ (mit einer kleinen Zahl Touristen so viele Devisen wie möglich ins Land zu holen) verfolgt das Land zwar ein Programm, das den Kriterien der Umweltverträglichkeit zu folgen versucht, aber die Einheimischen haben herzlich wenig davon. Der traditionelle Batswana ist Viehzüchter oder Bauer, aber kein Unternehmer. „Dienstleistungsgewerbe“, „Service“ und „Infrastruktur“ sind Fremdwörter für die Einheimischen, und das macht es den Touristen, die sich auch außerhalb der Lodges bewegen wollen, nicht gerade einfach. Öffentliche Verkehrsverbindungen zwischen der Hauptstadt im Süden und dem touristischen Norden sind den wenigsten Touristen zuzumuten. Die einzige – zudem ziemlich heruntergekommene – Eisenbahn des Landes fährt nur bis nach Francistown, etwa die Hälfte der Strecke. Die Alternative sind Busse, die meist völlig veraltet, dreckig, ständig überfüllt und natürlich ohne Klimaanlage sind. Auf der gesamten, ca. 1000 Kilometer langen Strecke gibt es nicht ein einziges nettes Café oder Restaurant, das zum Halt und somit zum Geld ausgeben einladen würde. Ganz zu schweigen von unannehmbaren sanitären Einrichtungen.

Kleine Einzelhändler oder Souvenirhändler gibt es so gut wie gar nicht. Das Kunsthandwerk, das in Botswana angeboten wird, stammt meist aus dem benachbarten Simbabwe. Handarbeit „Made in Botswana“ ist eine echte Seltenheit, es gibt nur ganz wenige Initiativen (meist Entwicklungsprojekte), die Souvenirs anfertigen. Es gibt eine Handvoll Schnitzer in Serowe, ein paar Weberinnen in Odi und die Korbflechterinnen in Etsa und Gumare. Die wenigen öffentlichen Campingplätze in den Nationalparks sind nicht nur runtergekommen und eigentlich nicht einmal einem Profi-Hardcore-Camper zuzumuten, sie sind auch noch zusätzlich zur Parkeintrittsgebühr (mittlerweile 25 Dollar am Tag) zu bezahlen. Sogar in Gaborone sind Taxis eine Seltenheit, aber wenigstens ein Café mit Sonnenterrasse gibt es im Stadtzentrum. Ein einziges. Ansonsten trifft man sich eben in einem der zwei großen, internationalen Hotels, dem „Gaborone Sun“ oder dem „Grand Palm“.

Doch zurück zu Ian, der immer noch niedergeschlagen an seinem Rock Shandy süffelte: „Tourismus müsste viel mehr integriert werden, man muss den Fremden heutzutage etwas bieten, einen Grund geben, weshalb sie hier in Botswana ihr Geld ausgeben sollen. Und wenn dann die Bevölkerung auch noch etwas von dem Devisenbatzen abbekämeaber bis dahin ist's hier noch ein langer, langer Weg. Die Menschen hier lieben ihre Rindviecher, das Geschäft mit den Touristen interessiert die wenigsten“.

4.2 Safari de luxe – Abu's Camp

Das sich mit Elefanten viel Geld verdienen lässt, zeigt das Beispiel von Randall Moore, der mit seinem Unternehmen „Elephant Back Safaris“ die teuerste Lodge des gesamten Landes, das „Abu's Camp“ betreibt. „Low impact, high

income“ – die Touristikstrategie Botswanas ist in „Abu’s Camp“ perfekt umgesetzt worden. Die im westlichen Teil des Okavango Deltas gelegene Lodge kostet am Tag stolze 1200 Dollar, Mindestaufenthalt sind fünf Tage. Dafür ist dann aber auch alles inklusive: Das täglich frisch gebackene Brot, die italienische Kupferbadewanne und natürlich die Ausritte mit den Elefanten. Die 15 gezähmten Elefanten machen das Camp zu etwas ganz besonderem, denn wer einmal die herrliche Natur des Okavango Deltas vom Rücken eines Elefanten aus entdecken durfte, will nie wieder etwas anderes. Die Tiere bewegen sich sicher in ihrem natürlichen Lebensraum, Hindernisse wie dichtes Buschwerk, tiefes Wasser und Sumpflöcher sind für sie kein Problem. Außerdem hat man aus drei bis vier Metern Höhe eine grandiose Sicht, und man kommt viel näher an Wildtiere heran, als in einem Auto mit störenden Motorengeräuschen. 1200 Dollar täglich, ein ganz schön dicker Batzen, aber offensichtlich gibt es genug Leute, die sich das leisten können. Randall Moore muss sich um seine Zukunft wenig Sorgen machen: Er ist für die nächsten Jahre ausgebucht.

Randall Moore arbeitete jahrelang bei einem amerikanischen Wanderzirkus – als Betreuer und Trainer für Elefanten. Durch den Tod seines letzten Arbeitgebers in den USA kam er an afrikanische Zirkus-Elefanten, die er in den 80er Jahren nach vielen Widrigkeiten zurück in ihre afrikanische Heimat brachte und dort in die Freiheit entließ. Die Finanzierung dieses ungewöhnlichen Abenteuers gelang ihm mittels vieler Sponsoren und einer Buchveröffentlichung („Back to Africa“, Randall Jay Moore, 1989, Unifoto, Cape Town). Als Randall Moore einige Jahre später für ein Filmprojekt wieder auf der Suche nach trainierten, afrikanischen Elefanten war, fand er sie wiederum in Amerika. Auf diese Weise sahen dann auch die drei Afrikanischen Elefanten „Abu“, „Benny“ und „Cathy“ ihre angestammte Heimat wieder. Dieses Mal fand sich für die drei aber kein geeignetes Wildreservat, in das Randall Moore sie hätte entlassen können. Nach langem Hin und Her hatte Moore die zündende Idee: „Elephant Back Safaris“ und das „Abu’s Camp“, benannt nach „Abu“, dem heute 36-jährigen Elefantenbulle, der zusammen mit der 37-jährigen „Cathy“ die Herde anführt. Von den restlichen elf Elefanten im Camp stammen die meisten aus Culling-Operationen im Krüger-Nationalpark, zwei weitere wurden im „Pilanesberg Game Reserve“ in Südafrika gefangen. Der einzige Elefant, der aus Botswana stammt, ist die fünfjährige „Kitimetsi“ (Dankeschön). Sie hatte den Anschluss an ihre Herde verloren und kam – in unterernährtem Zustand – von ganz alleine ins Camp. Die Versuche, sie von der Gruppe fernzuhalten und zurück in den Busch zu schicken, blieben erfolglos. Sie wollte sich der Herde Moores’ anschließen.

An einem normalen „Arbeitstag“ tragen die Elefanten Touristen zweimal durch den Busch: Ganz früh morgens zum Sonnenaufgang und dann noch einmal am späten Nachmittag. Von 10 bis 16 Uhr dürfen die Elefanten – unter Aufsicht ihrer Mahouts (Trainer und Betreuer) – fressen, baden und spielen. „Ele-

phant Back Safaris“ beschäftigt allein für die Elefanten 17 Mahouts, dazu kommen weitere 30, die im Camp für die Betreuung der Gäste oder im Büro für die Verwaltungsarbeit zuständig sind. Von Dezember bis Februar ist „Abu’s Camp“ geschlossen, in dieser Zeit werden die Elefanten oft für Filmprojekte engagiert, denn Moores’ Elefanten sind die größte gezähmte Herde afrikanischer Elefanten in Afrika und zudem eine der größten Herden gezähmter Bullen in der Welt überhaupt. Nur wenige Kilometer vom Touristencamp entfernt eröffnete Moore in seinem Konzessionsgebiet im vergangenen Jahr die „Botswana Elephant Training School“, eine Ausbildungsstätte für Elefanten und Mahouts. Darüber hinaus soll die Schule auch Forschern oder Filmcrews als Camp zur Verfügung stehen. Dort soll geprüft werden, inwiefern sich trainierte Elefanten in der Landwirtschaft und Flurbereinigung einsetzen lassen. Im nächsten Jahr soll dort auch ein Waisenhaus für Elefanten entstehen, denn bisher werden verwaist gefundene Jungtiere in Botswana sich selbst überlassen. Im Busch ist das für Jungtiere der sichere Tod. Auch Tiere, die durch die Zerstörung von Feldern oder ähnlichem aufgefallen sind und eigentlich ein Fall für die „Problem Animal Control Unit“ wären, könnten hier ein neues Zuhause finden. „Wenn es uns gelingt, diese Tiere zu zähmen und sie in unsere Gruppe zu integrieren, wäre das doch eine gute Alternative zum Erschießen“, erklärt Moore. Das wichtigste Anliegen der „Elephant Training School“ ist jedoch, den Batswana eine Möglichkeit zu geben, Elefanten genauer kennenzulernen und zu sehen, dass die riesigen Tiere den Menschen nicht nur Schaden, sondern auch Nutzen bringen können. Ein wichtiger Aspekt ist auch, dass Moore mit dem lange herrschenden Vorurteil auf-räumte, afrikanische Elefanten ließen sich nicht zähmen. Der Selfmade-Millionär Moore ist der Auffassung, dass Wildtierschutz nur dann von Interesse für die Einheimischen sein kann, wenn diese begreifen, dass sich damit auch Geld machen lässt. Er selbst ist das beste Beispiel dafür, dass diese Rechnung aufgehen kann.

Eines jedoch darf beim Unternehmen „Elephant Back Safaris“ nicht vergessen werden: Das Thema Sicherheit. Denn auch wenn Moores Elefanten gezähmt sind, so bleiben sie doch wilde Tiere. Und wilde Tiere sind eben nicht immer und in jeder Situation berechenbar. Moores Elefanten im Okavango Delta bewegen sich im Busch und nähern sich täglich Löwen, Schlangen, Krokodilen und vielen anderen wilden Tieren – und das ist immer ein Sicherheitsrisiko. Bisher hatte es in der Geschichte von „Elephant Back Safaris“ nie einen ernsthaften Unfall oder ähnliches gegeben. Doch das änderte sich. Wenige Wochen vor meiner Abreise aus Botswana passierte das Unfassbare: „Nyaka Nyaka“, ein 27-jähriger Bulle aus Randall Moores Gruppe, tötete seinen Trainer. Bei einer Rast im Busch näherte sich der erfahrene Mahout und Forscher einem seiner Elefanten von hinten, der Elefant erschrak und attackierte den Südafrikaner. Die Verletzungen waren so schwerwiegend, dass dieser sofort in einen Schock fiel und wenige Minuten danach starb. Am nächsten Tag wurde „Nyaka Nyaka“ auf Ran-

dall Moores' Befehl erschossen. Die Schlagzeile zu dem Zeitungsartikel, der in der darauffolgenden Woche von dem tödlichen Unfall erschien, lautete: „Killer Elefant“. Ein besseres Beispiel dafür, wieviel Arbeit noch vor Randall Moore oder dem „Mokolodi Nature Reserve“ (siehe 4.3) liegt, hätte ich nicht finden können.

Während meines Aufenthalts in Botswana ereigneten sich noch weitere tödliche Zwischenfälle mit wilden Tieren: Ein Tourist und sein Führer starben nach der Attacke eines Nilpferds, eine Frau wurde beim Beerenpflücken ebenfalls von einem Nilpferd zertrampelt, ein leichtsinniger Tourist wurde beim Angeln im Chobe von einem fünf Meter langen Krokodil gefressen und ein Jäger wurde von einem angeschossenen Leopard angegriffen. Bei näherer Betrachtung dieser Unfälle stellte sich jedoch meist heraus, dass die Opfer einen Fehler gemacht hatten oder unaufmerksam waren. Wildtiere entscheiden sich in der Regel eher für die Flucht als für den Angriff. Wie schnell so ein Unfall aber passieren kann, wurde mir bewusst, als ich eines Morgens mein Badezimmer in einem Camp in Maun betrat und eine „Mosambique Spitting Kobra“ gerade dabei war, den Raum durch das geöffnete Fenster zu verlassen. Fühlen sich diese Schlangen bedroht, spucken sie ihrem Gegner mit einem ätzenden Gift aus bis zu drei Metern Entfernung zielsicher in die Augen. So bleibt ihnen genug Zeit zu verschwinden oder den gehandicapten Gegner anzugreifen. Wenn sie sich für letzteres entscheiden, kommt meist jede Hilfe zu spät, denn ihr Gift ist tödlich. Zu meinem Glück befand sich der Kopf der Kobra schon außerhalb des Fensters. Eines habe ich daraus gelernt: Im Busch gelten andere Regeln, mit denen wir nicht vertraut sind und deshalb oft Fehler machen – im Busch sollte man ein Fenster nicht einfach so über Nacht offenstehen lassen!

4.3 Umwelterziehung in Mokolodi

Ein gutes Beispiel, wie man Geld verdienen und Arbeitsplätze sichern kann, Wildtierschutz sinnvoll betreibt und dabei Wissen vermittelt, ist das Programm des „Mokolodi Nature Reserves“, einem kleinen privaten Naturschutzpark nahe der Hauptstadt Gaborone. Das 5000 Hektar große Gebiet war früher einmal eine Rinderfarm, auf der neun Leute ihr tägliches Brot verdienten. Nachdem aber das Land von den Rindern überweidet war, entschloss sich der damalige Besitzer, die Viehzucht aufzugeben und stellte das Grundstück einer eigens dafür ins Leben gerufenen privaten Stiftung, der „Mokolodi Wildlife Foundation“, zur Verfügung. Zu den Vorsitzenden dieser Stiftung gehört u.a. der ehemalige Präsident Sir Ketumile Masire. Schirmherr ist der derzeitige Vize-Präsident General S. K. L. Khama, Sohn des Staatsgründers Sir Seretse Khama. Neun Jahre nach der Gründung 1991 sind auf der ehemaligen Ranch 70 Leute beschäftigt und zahlreiche Tierarten, wie zum Beispiel Giraffen, Krokodile, Nilpferde, Elefanten, Antilopen, Gnus und Leoparden zuhause. Sie leben dort

wie in freier Wildbahn, Gehege gibt es lediglich für die Geparden, die vor vier Jahren als Waisen in den Park gebracht wurden, sowie für die angeschlossene Tierpflegestation. Zahlreiche Zucht- und Wiederansiedlungsprogramme, etwa das Breitmaulnashorn-Zuchtprojekt oder das Elefanten-Waisenhaus, werden in Mokolodi, ähnlich wie in vielen deutschen Zoos, durchgeführt. Die einzigen Tiere, die im Park nicht wieder angesiedelt wurden, aber normalerweise in Botswana ihre Heimat haben, sind Büffel und Löwen. „Das ist leider nicht möglich, weil wir sonst mit unseren Schulklassen nicht mehr durch den Busch laufen können“, erklärte Tebelelo Tsheko, der Leiter des angeschlossenen „Environmental Education Centers“. Das „Education Center“ ist das Herz des Parks. Jede Woche sind Schulklassen zu Besuch, für die der Park für ein paar Tage zum Freiluft-Klassenzimmer wird. In Mokolodi werden sie von erfahrenen Rangern und Guides in Sachen Natur- und Artenschutz unterrichtet. Sie sollen ihre Umwelt und die Tiere und Pflanzen, die in ihr leben, kennen- und schützen lernen. Sie sollen zum Beispiel begreifen, dass Elefanten nicht nur nichtsnutzige, zerstörerische Vielfraße, sondern schützenswerte Lebewesen sind, die friedlich mit Menschen zusammenleben und sogar für sie arbeiten können. Sie gehen gemeinsam mit den Rangern in den Busch und beobachten die wenigen, verbliebenen Breitmaulnashörner Botswanas oder fangen sogar eine ausgewachsene Python, die dann jeder auch anfassen kann. Umwelterziehung – eine große Aufgabe und eine Investition in die Zukunft. „Diese Kinder sollen einen Sinn für den natürlichen Reichtum Botswanas entwickeln und lernen, diesen für künftige Generationen zu erhalten“, sagt Puso Kirby, der Parkmanager. Ein schöner Gedanke, der jedoch erst einmal finanziert werden muss. Kosten gibt es genug: Die Schülerbesuche müssen gesponsert, die Gehälter der 70 Angestellten (Park-Ranger, Mechaniker, Erzieher, Biologen, Tierärzte etc.) bezahlt, der Fuhrpark in Ordnung gehalten und Futter gekauft werden. Doch auch das gelingt dem Mokolodi Wildlife Trust. Ein wichtiger Faktor sind diesbezüglich die Touristen, die an Gamedrives, Elefanten- oder Nashorn-Walks teilnehmen können. Bei einem solchen „Walk“ haben sie die Gelegenheit, Elefanten beim Baden zu beobachten oder ein Buschpicknick auf dem Gelände zu veranstalten; desweiteren ist es ihnen möglich, sich in eines der Chalets mit herrlichem Blick auf den Park einzumieten. Ein verpachtetes Restaurant auf dem Gelände bringt weiteres Geld, genauso wie das geplante Fortbildungs-Center für Manager. Sogar der Elefanten-Dung wird verkauft – als Gartendünger. Der Rest der Kosten wird durch Spenden, die aus aller Welt eintreffen, finanziert. Alles in allem ist das „Mokolodi Nature Reserve“ ein gelungenes Projekt, das Natur- und Artenschutz in den Alltag vieler Batswana einbindet und richtungsweisend für viele weitere Projekte dieser Art sein könnte.

5. Wildlife-Management in Botswana

Wie die letzten Kapitel gezeigt haben, ist es Botswanas wichtigste Aufgabe, die Bevölkerung in den Tourismussektor zu integrieren. Denn der einzige Weg, sie für den Natur- und Artenschutz zu interessieren, führt über ihren Geldbeutel. „Nur wenn es gelingt, Botswana am Geschäft mit den Touristen zu beteiligen, steigt auch ihre Bereitschaft, sich aktiv am Natur- und Artenschutz zu beteiligen. Am Ende des Monats müssen sie sehen, dass es sich gelohnt hat – und das geht nur über den Geldbeutel“, meint Paul Schaller. Er hat sich ein ganzes Leben lang für den Wildtierschutz eingesetzt, unter anderem war er jahrelang Vorsitzender der „Kalahari Conservation Society“ und vieler anderer „NGOs“ (Non-Gouvernemental-Organisations), die sich für den Artenschutz eingesetzt haben. Mittlerweile betreibt Paul mit Freunden ein kleines Camp in Maun und organisiert Ausflüge ins Delta und die umliegenden Nationalparks. Dabei achtet er darauf, so viele Botswana wie möglich anzuheuern. Sei es der Bootsführer, der die Touristen in seinem „Mokoro“ (Einbaum) durch das Delta schippert, die Köchin im Camp oder der Nachtwächter. „Das ist der einzige Weg, aktiven Naturschutz zu betreiben“, erklärt Paul. „Ich habe mir jahrelang den Mund fusselig geredet, das bringt nicht viel. Die Einheimischen haben es satt, wenn mal wieder ein selbsternannter Experte oder ein Regierungsangehöriger daherkommt und ihnen sagt, was sie tun und lassen sollen. Jetzt versuch ich’s eben im Kleinen. Bisher gelingt das. Meine Leute begreifen, dass sie nur Arbeit haben, weil ihre Umwelt intakt ist und die Touristen Tiere zu sehen kriegen“.

Doch nicht nur im Kleinen, auch im Großen soll dieses Konzept zukünftig umgesetzt werden. So hat auch Botswanas Regierung bereits 1993 ein Konzept entworfen, das die Gemeinden, die in den Nationalparks oder deren unmittelbarer Nähe liegen (und für die Viehzucht aus diesem Grund verboten ist), am Geschäft mit den Touristen beteiligt. Das Projekt heißt „Community Based Natural Resources Management“, kurz CBNRM, und steckt eigentlich noch in den Kinderschuhen. Lediglich zwei Gemeinden praktizieren es seit ein paar Jahren, der „Chobe Enclave Trust“ im Chobe Nationalpark und die Gemeinde Sankuyo, die an den Moremi Nationalpark grenzt. CBNRM ist der Versuch, die Gemeinden an den natürlichen Ressourcen ihres Gebietes zu beteiligen, indem die Regierung ihnen das Management und die Verwaltung dieses Gebietes überlässt. Eigentümer bleibt jedoch der Staat. Die Gebiete, die die Gemeinden zu verwalten haben, sind oft mehrere hunderttausend Hektar groß – keine leichte Aufgabe und für die Gemeindemitglieder gar nicht zu schaffen. Die wenigsten haben eine schulische Ausbildung, geschweige denn Ahnung von Tourismus und Marketing. Deshalb sieht das CBNRM vor, dass sich die Gemeinden einen Joint Venture Partner, also ein privates Safari-

bzw. Tourismus-Unternehmen suchen, das diese Aufgaben für sie übernimmt. Das geschieht per Ausschreibung, um die sich die – meist von weißen Südafrikanern, Amerikanern oder Europäern geleiteten – Safari-Unternehmen bewerben. Wer der Gemeinde die besten Konditionen – und natürlich das meiste Pachtgeld – anbietet, erhält den Zuschlag. Zunächst einmal für ein Jahr. Sind beide Seiten mit dem Joint Venture zufrieden, verlängert sich der Vertrag um weitere drei Jahre und nach diesen um weitere fünf Jahre. Ein fairer Deal, denn Safari-Unternehmen wird eine bestimmte Anzahl von Betten gestattet, und für bestimmte Tiere gibt es eine Jagdquote. Sie investieren auf dem gepachteten Gebiet, bauen Camps für Touristen und gehen mit ihnen dort auf Beobachtungstour. Meist wird das Gebiet geteilt. Ein Teil wird für Foto-Safaris genutzt, der andere für die – seit 1996 wieder erlaubte – Trophäenjagd. Das Personal für die Camps und die Safaris muss aus der Gemeinde rekrutiert werden, denn so sollen die Einheimischen das für den Tourismus nötige Know-how erlernen. Außerdem haben die Gemeinden großes Mitspracherecht, was auf ihrem Gelände geschieht. Egal, ob eine Brücke gebaut, ein Dach repariert werden muss oder jemand entlassen werden soll – nichts geht ohne die Zustimmung des Gemeinderats. Schließlich sollen sie auf lange Sicht irgendwann einmal selbst das Gebiet managen können. Für die Gemeinden ist dieses System oft die einzige – allerdings höchst lukrative – Einnahmequelle, denn das unternehmerische Risiko liegt ganz allein bei den Safari-Unternehmen.

5.1 Funktioniert das System des „Community Based Natural Resources Management“?

Ist CBNRM nur ein weiteres Projekt, das sich auf dem Papier wunderbar liest, aber in der Realität nicht umgesetzt wird, oder geht das Konzept auf? Das wollte ich von Karl-Heinz Gimpel, dem Inhaber des „Crocodile Camps“ in Maun, wissen. Sein Unternehmen ist mit der Gemeinde Sankuyo ein Joint Venture eingegangen.

„Im Prinzip ist das Konzept sinnvoll, weil es die Gemeinden wirklich einbindet und sie ein großes Mitspracherecht haben. Das Problem ist nur, dass die Batswana keinerlei Erfahrungen in dem Geschäft mitbringen und es ist relativ schwer ist, sie wirklich dafür auszubilden und zu interessieren. Denn das Geld, das durch das Safari-Unternehmen bezahlt wird, kommt ja ohnehin rein. Man muss also in der Gemeinde erst mal jemanden finden, der eine Schulausbildung hat und überhaupt lernen will, wie man die natürlichen Ressourcen am besten managt. Doch nur so entwickeln die Gemeindemitglieder auch ein Verantwortungsgefühl für ihre unmittelbare Umwelt“.

Was ist mit den Tieren, die im Konzessionsgebiet leben? Fühlen sich die Dorfbewohner dafür verantwortlich?

„Oh ja, denn die Gemeinden bekommen von der Regierung nur eine Jagdquote, wenn der Bestand in ihrem Gebiet nicht gefährdet ist. Je mehr Tiere, desto höher die Quote. Und mit den Jagdquoten machen sie nun einmal das meiste Geld“.

Wie das? Es kommen doch viel mehr Touristen als Jäger, oder nicht?

„Schon, aber mit den Jägern verdient man wesentlich mehr Geld. Auf unserem 100.000 Hektar großen Konzessionsgebiet darf ich 16 Betten für Foto-Safari-Touristen und 16 Betten für Jäger haben. Ein Foto-Tourist zahlt zwischen 200 und 400 US-Dollar am Tag. Ein Jäger lässt in zwei Wochen schon mal 50.000 US-Dollar im Land. Dafür wird er dann aber auch von 20 Leuten – die übrigens auch alle aus der Gemeinde kommen und bezahlt werden müssen – den ganzen Tag umhegt“.

Das ist ja eine schöne Stange Geld!

„Allerdings. Die Jagd auf einen Elefanten inklusive der Trophäen kostet den Kunden zwischen 30.000 und 40.000 US-Dollar, der Jagdunternehmer muss 10.000 Pula (ca. 4000 DM) an das „Department of Wildlife“ für die Lizenz abführen. Die Gemeinde bekommt etwa 20.000 bis 30.000 Pula (ca. 10.000 DM), inklusive der Jagdgebühren bringt ihnen ein Elefant fast 10.000 US-Dollar. Ganz gleich, ob der Elefant nun geschossen wird oder nicht, denn die Dorfgemeinschaft hat ihre Quote ja an das Safari-Unternehmen weitergegeben, und es ist deren unternehmerisches Risiko, sie an einen Trophäenjäger zu verkaufen oder nicht“.

Deren Risiko? Ist es nicht vielmehr Ihres?

„Nein, wir kümmern uns ausschließlich um die Fototouristen, die ganze Jagdgeschichte habe ich an ein anderes Unternehmen weiterverpachtet. Wegen mir müsste es die Jagd gar nicht geben, aber mit Foto-Safaris ist einfach nicht so viel Geld zu verdienen. Der Verkauf der Jagdquoten ist die Haupteinnahmequelle der Gemeinde“.

Wie hoch ist denn die Quote für Elefanten?

„Zwölf Elefanten können wir schießen, das ist die maximale Quote für ein Konzessionsgebiet. In den kommerziellen Jagd-Gebieten sind es sechs, für ganz Botswana 120. Allerdings nutzen viele Gemeinden ihre Quoten noch nicht, das wird erst in den nächsten Jahren kommen. Insgesamt werden zur Zeit ca. 80 Elefanten pro Jahr durch Trophäenjäger geschossen“.

Was sind die Vorteile von CBNRM?

„Ein Vorteil ist sicherlich, dass die Dorfbewohner mehr auf ihre Umwelt achten. Konkret heißt das: Wenn jemand mitbekommt, dass illegal Jagd auf einen Elefanten gemacht wird, wird das sofort gemeldet. Denn wenn die mitkriegen, hey, da schießt jetzt jemand was von unserer Quote, bezahlt aber nichts dafür, werden sie sauer. Der Jagd-Safari-Unternehmer zahlt nämlich nicht nur für die Quote, sondern muss auch das Fleisch, die Haut und die Felle

im Dorf abliefern. Nur die Trophäen darf der Jagdkunde behalten, dafür hat er ja schließlich gezahlt“.

Gibt es auch Nachteile?

„Meiner Meinung nach sollten die Dorfgemeinschaften auf lange Sicht Eigentum an dem Land und der ganzen Touristenoperation erwerben können. Das heißt auch, dass sie am unternehmerischen Risiko des ganzen Unternehmens beteiligt wären. Manchmal muss man in diesem Geschäft einfach auch mal Fehler machen. Fehler, die unter Umständen eben auch mal wehtun können. Nur so lernt man wirklich dazu“.

5.2 Auf der Suche nach dem ultimativen Kick – Großwildjagd im afrikanischen Busch

Großwildjagd in Afrika – bei diesem Gedanken gefriert den meisten Tierschützern das Blut in den Adern, Jäger wiederum, bekommen ein Glitzern in den Augen. Als ich dieses Projekt in Angriff nahm, zählte ich mich eher zur ersten Gruppe. Nach langem hin und her fand sich dann schließlich auch ein ansässiger Berufsjäger, der sich bereit erklärte, mich zwei seiner (von der Idee wenig begeisterten) Klienten unterzuschmuggeln. Je näher der Termin für die Jagd rückte, desto unsicherer wurde ich. Wollte ich wirklich mitansehen, wie eines dieser wunderbaren Tiere, die ich oft stundenlang beobachtet hatte, abgeschossen wurde? Ja, ich wollte – dazu war ich ja schließlich hier. Zu einer Recherche gehören eben mehrere Seiten – auch wenn sie nicht immer angenehm sind.

Mittlerweile hatte ich nämlich auch einige interessante Fakten über die Trophäenjagd gesammelt, die mich meine – doch eher europäische Sicht der Dinge – noch einmal überdenken ließen. Meine Suche nach Tierschützern, die das Wohlergehen der Tiere über das der Menschen und das der Vegetation stellen (die gibt es in Europa und Amerika schließlich zuhauf), blieb in Botswana erfolglos. Die Leute, die sich am meisten für ihre Umwelt interessierten, Tiere und Pflanzen genau kannten und sich für ihren Schutz einsetzten, waren fast alle Jäger. Eigentlich klar, denn Jäger gehen mit offenen Augen durch den Busch, sie kennen jede Vogelstimme, orten jedes Geräusch und beobachten Vegetation und Tiere genau. Jäger lieben den Busch, sie fürchten ihn nicht. Und sie schützen ihn, auch vor Wilderern. Wer eine Konzession für ein Jagdgebiet hat, bewacht das Gebiet und das darin lebende Wild. Die Konzession bedeutet schließlich sein finanzielles Auskommen, und Wilderer haben kein leichtes Spiel. Ich habe mit vielen Leuten gesprochen, die der Meinung waren, dass Länder wie Kenia oder Tansania heute wesentlich gesündere Elefantenpopulationen beheimaten würden, wenn sie die Jagd auf Elefanten in den 60er Jahren nicht völlig abgeschafft hätten. Ein weiteres Problem dieser Länder war aber sicherlich auch, dass sich auch oberste Funktionäre am

Geschäft mit Elfenbein – und somit auch an der Wilderei – beteiligten. Das gab es in Botswana nicht. Ein Jagdverbot für Elefanten gab es trotzdem, allerdings erst sehr viel später, 1983 nämlich. Man befürchtete damals, dass der genetische Pool für Bullen mit großen Stoßzähnen durch starke Bejagung zu klein werden könne. Klingt kompliziert, ist aber ganz einfach: Jäger schießen in der Regel Elefantenbullen mit großen Stoßzähnen, schließlich wollen sie sich ja auch eine große Trophäe an die Wand hängen. Doch die sogenannten „Big Tusker“ sind nicht allzu häufig und Jagdgegner befürchteten, dass die „Big Tusker“ noch vor der Weitergabe dieser genetischen Veranlagung an die nächste Generation abgeschossen würden. Dieses Argument der Jagdgegner ist übrigens auch heute noch nicht ganz aus der Welt. Trotzdem: In Abstimmung mit CITES gibt es in Botswana seit 1996 wieder eine Jagdquote für Elefanten. 120 erwachsene Bullen dürfen seitdem wieder jedes Jahr von Trophäenjägern geschossen werden. 120 Elefanten, bei einer Gesamtpopulation von offiziell 106.000 Tieren, das ist durchaus vertretbar, wenn man die Vorteile sieht, die die Trophäenjagd Land und Leuten bringt: Jährlich kommen knapp 200 ausländische Jäger (75 Prozent Amerikaner, 23 Prozent Europäer und 2 Prozent Afrikaner) und bescheren Botswana zirka 20 Millionen US-Dollar. Außerdem sichern sie etwa 1000 Einheimischen eine feste Anstellung, zum Beispiel als Spurenleser, Führer, Koch, Wächter, Wäscherin oder Putzfrau.

Mit diesem Wissen im Gepäck trat ich also zu meiner ersten Großwildjagd an. Wenigstens fühlte ich mich in guten Händen. Paul Klotsch, ein Deutscher, lebte schon seit mehr als 30 Jahren als Berufsjäger in Afrika. Ein alter, erfahrener Hase also. Seine zwei Kunden waren auch Deutsche, einer kam zum Jagen, der zweite war nur zum Zuschauen mitgekommen. Als Paul und ich die beiden am Flughafen in Maun abholten, war erst mal ganz schön schlechte Stimmung. Die Kunden waren nämlich erst mal sauer. Der Gewehrkoffer war nicht auf dem Anschlussflug mitgekommen und lag noch irgendwo in Johannesburg herum. Zwei Tage später wurde er dann schließlich doch noch nachgeliefert. In der Zwischenzeit adaptierten sich Joachim und Peter erst einmal an das afrikanische Klima, inspizierten das First-Class-Camp – das sie, wie alle Jäger, ganz für sich alleine hatten – und tauschten abends am Feuer ihre bisherigen Jagderlebnisse aus. Weitere Themen waren Kalibergrößen, Stutzen, Gewehrtypen – auf alle Fälle jede Menge Jägerlatein, von dem ich noch nie in meinem Leben etwas gehört hatte. Ich genoss das tolle Camp (in dem man immer von ca. 20 Leuten gleichzeitig bedient wurde), mein Luxuszelt (mit eigenem Badezimmer und fließend Warmwasser selbstverständlich) und bestaunte jeden Morgen mit Paul die Fährten, die Elefanten, Leoparden und Löwen in der Nacht im Camp hinterlassen hatten. Nachdem die Gewehre angekommen waren, ging die Jagd dann los. Joachim merkte man das Jagdfieber richtig an,

schließlich war er gekommen, um einen Büffel, einen Elefanten, ein Warzenschwein und eventuell auch einen Leopard zu erlegen. Und gleich an diesen ersten Jagdtag hatte er Glück, beziehungsweise ein Büffel Pech. Doch ganz von vorne: Mit einem Geländejeep gingen wir vier plus einem Fahrer, einem Führersucher und Begleitern aus der Gemeinde auf die Suche nach Wild. Wir fuhren quer durch das Jagdgebiet, und nach nur einer halben Stunde stießen wir auf eine riesige Herde Büffel, etwa 500 Tiere. Wir folgten der Herde, und Paul und Joachim suchten mit dem Fernglas nach dem Bullen mit den größten Hörnern. Der war dann auch ziemlich schnell ausgemacht, also folgte das Fahrzeug im Schrittempo der Herde – und zwar solange, bis Joachim den Bullen gut ins Visier bekam. Dann ging alles ganz schnell. Joachim schoss und verfehlte das Herz des Bullen nur ganz knapp. Als der Schuss erschallte, hörte man auf einmal ein dunkles, lautes Grollen und sah minutenlang nur noch eine Staubwolke: Die Herde rannte davon, hunderte Hufe stoben über den festen Sandboden. Der angeschossene Büffel blieb jedoch nach etwa 30 Metern stehen. Als der aufgewirbelte Staub verflogen war, verließen Paul, Joachim und ich den Wagen und näherten uns zu Fuß. Der zweite Schuss ging in die Hüfte, so war die Gefahr, dass der Bulle uns angreift oder wegläuft, gebannt. Der dritte Schuss ging dann mitten ins Herz. Der Büffel brüllte ein letztes Mal. Laut, tief und unheimlich. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob ich es mir eingebildet habe, aber ich glaubte eine Antwort, einen letzten Gruß seiner Herde aus dem Busch gehört zu haben. Seit dem ersten Schuss waren kaum zehn Minuten vergangen, und der eben noch so stolze Büffel war nichts anderes mehr als ein riesiger Klumpen Fleisch, der auf dem staubigen Boden lag. Joachim war voller Stolz – er hatte eine kapitale Trophäe erlegt. Sofort wurden die üblichen „Jäger-mit-Beute-Fotos“ geschossen und dann der Büffel an Ort und Stelle ausgenommen. Die Geier, die in freudiger Erwartung schon die ganze Zeit dem Fahrzeug gefolgt waren, sammelten sich schon über unseren Köpfen. Viel wurde ihnen nicht gelassen – gerade mal der Mageninhalt, also ein riesiger Berg vorverdautes Gras und der meterlange Darm. Der Rest wurde verladen und ins Camp gebracht. Abends gab es dann ein köstliches „Buffalo Stew“. Das, die Hörner und der Schwanz waren das einzige, was Joachim von dem Büffel wiedersah. Der Rest ging an die Dorfgemeinschaft. Ich fragte Joachim, was er denn nach so einer Jagd fühle. Seine Antwort: „Stolz und Zufriedenheit“.

Eine Woche verbrachte ich in Pauls Jagdcamp. Ich hatte genug Erfahrungen gesammelt. Es reichte auf alle Fälle, um mir ein Bild über die Trophäenjagd zu machen – ich musste nicht auch noch einen Elefanten sterben sehen. Was ich aus dieser Erfahrung gelernt habe? Ich kann mittlerweile die Faszination, die von der Großwildjagd ausgeht, nachvollziehen – wenn auch nicht verstehen. Ich lehne sie nicht mehr völlig ab, denn ich habe gelernt, dass die Trophäenjagd viel Geld in eine Dorfgemeinschaft bringt. Geld, mit dem

Schulen oder Krankenstationen gebaut werden. Außerdem werden viele Arbeitsstellen für Einheimische geschaffen. Selbst für das Wild ist es nicht von Nachteil, denn Wilderei kann man in Jagdgebieten nahezu ausschließen. Vielleicht ist das der einzige Weg, die restlichen Wildtiere zu schützen. Dennoch: Meine Sache ist die Jagd nicht.

5.3 Culling – die einzige Alternative?

„Die einzige Möglichkeit, die Elefanten-Überpopulation auf lange Sicht bei uns in den Griff zu kriegen, ist Culling“. Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich diesen Satz während meiner Recherchen gehört habe. Von Safari-Unternehmern, Leuten aus dem DWNP, Regierungsoffiziellen – und auch von einigen, um die Pflanzen- und Artenvielfalt besorgten Naturschützern. Erst einmal zur Erklärung: Beim „Culling“ handelt es sich um das Abschießen ganzer Elefantenherden (die meist nur aus Elefantenkühen und Kälbern bestehen). Es ist ein grauenvolles Gemetzel, bei dem mit viel technischem Aufwand (Hubschrauber, Maschinengewehre, etc.) so viele Elefanten wie möglich getötet werden. Manchmal verschont man bei solchen Operationen die Jungtiere, um sie an Zoos oder andere Parks zu verkaufen. „Culling“ scheint – auch wenn es blutig zugeht und zunächst einmal fürchterlich grausam sein mag – die beste Methode zur Reduzierung des Elefantenbestandes in einem bestimmten Gebiet zu sein.

„Culling“ ist in Botswana schon länger ein Thema, schließlich gab es in den Nachbarländern Südafrika und Simbabwe solche Operationen schon vor zehn Jahren. Aber noch zögert die Regierung Botswanas. Das liegt in erster Linie daran, dass weder die technische Ausrüstung noch das Know-how, das eine solche Operation erfordert, vorhanden sind. Außerdem fürchtet man auf internationaler Ebene an Reputation zu verlieren, denn vor allem das Beispiel Südafrika hat gezeigt, dass „Culling“-Operationen große Proteste nach sich ziehen. Da Botswana mit seiner Tourismus-Strategie „Low impact, high income“ nur die Reichen unter den Reisenden erreichen will, und diese Schicht nicht allzu groß ist, fürchtet man das Ausbleiben der Touristen – und ihrer Devisen.

Aber auch im Land selbst ist „Culling“ umstritten. Ian Khama, amtierender Vize-Präsident und sehr wahrscheinlich nächstes Staatsoberhaupt, ist, wie viele andere Tierschützer, ein entschiedener Gegner des Abschlachtens. Seine Argumente sind nicht von der Hand zu weisen. Die Frage „Wo soll man in Botswana denn cullen?“ können nicht einmal die Befürworter zufriedenstellend beantworten. „Cullt“ man dort, wo der Druck auf die Fauna am größten ist, nämlich in den Nationalparks, drängen die Elefanten in die Gebiete außerhalb der Parks: In die Dörfer und in die landwirtschaftlich genutzten Gebiete, wo sie viel mehr wirtschaftlichen Schaden anrichten können. Wird

außerhalb der Parks „gecullt“, konzentrieren sich die riesigen Herden nur noch auf das Nationalpark-Gebiet – und der Druck auf die kleineren Tierarten und die Vegetation wird noch verstärkt. „Culling“ mag also in einem wesentlich kleineren, eingezäunten Gebiet – wie zum Beispiel dem Krüger Nationalpark – funktionieren, ist aber für die riesigen, glücklicherweise nicht eingezäunten Nationalparks in Botswana ungeeignet.

Welche Methoden, eine Elefantenpopulation unter Kontrolle zu halten, gibt es noch? Zwangsumsiedlungen oder Kontrazeption, das heißt die Anti-Baby-Pille, wären weitere Möglichkeiten. Diese sind aber zum einen sehr teuer und aufwendig, zum anderen noch nicht genügend erforscht.

Es drängt sich die Frage auf, ob es wirklich sinnvoll ist, dass der Mensch zum Schutz der Natur gegen eine übermäßige Vermehrung der Elefanten eingreift. Schafft sich die Natur nicht vielleicht langfristig selbst eine Lösung, indem sie zum Beispiel bei einer stark überbeanspruchten Vegetation die Geburtenzahl der Elefanten absenkt? Der Gedanke ist gar nicht so abwegig, bei Mäusen zum Beispiel ist genau das der Fall. Einige Wissenschaftler mutmaßen außerdem, dass – sollte es in Botswana wirklich zu eng und das Futter zu knapp werden – ein Großteil der Elefanten wieder zurück in die umliegenden Länder emigrieren würden

Der Druck auf die Vegetation Botswanas kann noch nicht so groß sein, wie die Regierung vermutet, denn sonst würden nicht weiterhin so viele Tiere aus den Nachbarländern einwandern. Botswana scheint für Elefanten also trotz aller Schwierigkeiten und Probleme immer noch ein Paradies zu sein. Wer kann überhaupt mit Bestimmtheit festlegen, wieviele Elefanten die großen Parks im Norden Botswanas verkraften? Schon 1991, als man ca. 50.000 bis 60.000 Elefanten in Botswana vermutete, hieß es, die Kapazität sei damit erschöpft. Heute leben – zumindest nach offiziellen Zählungen, denen ich nur bedingt Glauben schenke – 106.000 Elefanten im gleichen Gebiet. Und auch wenn sie ihre Spuren an manchen Stellen eindeutig hinterlassen, gibt es heute noch keine verlässlichen Forschungsergebnisse, die eindeutig bestätigen können, dass es in Botswana eine Elefanten-Überpopulation und ein dadurch verursachtes ökologisches Problem gibt.

6. Die 11. CITES Konferenz in Nairobi – Ergebnisse und Beurteilung

Am gegen Ende meiner Recherchen fand in Nairobi, Kenia, die elfte CITES-Konferenz statt. Die erste nach dem gestatteten Elfenbeinhandel in Namibia, Simbabwe und Botswana. Dieses Thema kam auf der Konferenz natürlich auch wieder zur Abstimmung, denn Namibia, Simbabwe, Botswana und Südafrika hatten den Verbleib des afrikanischen Elefanten im Appendix II des Washingtoner Artenschutzabkommens (WA) beantragt. Außerdem forderten die vier Länder eine jährliche Elfenbein-Handelsquote; für Botswana sollten das 12 Tonnen pro Jahr sein. Desweiteren wollten sie mit Elefantenprodukten Handel treiben und forderten zudem die Erlaubnis ein, Lebewesen ausführen zu dürfen. In Botswana versprach man sich davon die wachsende Elefanten-Population besser in den Griff zu kriegen und zusätzlich jedes Jahr ca. 20 Millionen US Dollar einzunehmen. Geld, das wieder in den Artenschutz zurückfließen sollte. Gegner dieses Antrags waren in erster Linie Kenia und Indien. Wieder wurden tagelang Argumente vorgetragen, hitzig debattiert und gestritten. Dann kam die Konferenz zu einer Entscheidung: Der afrikanische Elefant wurde für die Länder des südlichen Afrikas auf Appendix II des WA eingestuft, und auch Lebewesen sollten weiterhin – natürlich streng kontrolliert – an angemessene und akzeptable Bestimmungsorte weitervermittelt werden dürfen. Der Handel mit Elefantenprodukten, also auch mit Elfenbein, wurde nicht wieder gestattet.

Dieser Kompromiss ist durchaus sinnvoll, auch wenn das die wenigsten Menschen in Botswana verstehen werden. Die internationale Staatengemeinschaft hat den Elfenbeinhandel für die nächsten Jahre zwar untersagt, will den Antrag Botswanas, Südafrikas, Namibias und Simbabwes aber noch einmal zur Abstimmung bringen, wenn die zwei Langzeit-Kontrollprogramme, MIKE (Monitoring Illegal Killing of Elephants) und ETIS (Elephant Trade Information System) neue Erkenntnisse gebracht haben. Diese Programme sind zwar schon länger angedacht, aber noch nicht vollständig aufgebaut und bislang nur in kleineren Pilottests erprobt. Bis zur nächsten CITES-Konferenz wird es hierzu sicherlich neue Ergebnisse geben und die Frage, ob Elfenbeinhandel für das südliche Afrika gestattet werden soll, neu diskutiert werden.

7. Schlussbemerkung

Wenn es um die Zukunft des afrikanischen Elefanten geht, schlagen die Emotionen immer hoch. Doch man darf dieses Thema weder so romantisch verklärt, wie einige Tierschützer sehen, noch unter rein kommerziellen Aspekten betrachten. Die

Lösung liegt wahrscheinlich irgendwo in der Mitte. Ich bin der Meinung, dass die Regierung Botswanas mit dem „Community Based Natural Resources Management“ einen ganz guten Kompromiss zwischen Mensch und Tier in den betroffenen Gebieten geschaffen hat. Doch eines gilt es festzuhalten: Es gibt noch viel zu wenig wissenschaftliche Erkenntnisse über den Bestand und die Wanderungen der Elefanten und ihre langfristige Wirkung auf die Umwelt. Dies wird eine der Hauptaufgaben der nächsten Jahre sein – für Botswana und die angrenzenden Länder. Überhaupt: Meiner Meinung nach ist eine langfristige Lösung für Elefanten (und viele andere Tiere) im südlichen Afrika nur länderübergreifend möglich. Denn es nutzt nur wenig, wenn man ausschließlich in Botswana ein sinnvolles Artenschutzsystem hat: Ein solches muss es für die gesamte Region, das heißt Botswana, Namibia, Angola, Simbabwe und Sambia, geben. Die Idee ist gar nicht so abwegig, erst im vergangenen Monat haben die Regierungen Botswanas und Südafrikas den ersten grenzüberschreitenden Nationalpark gegründet. Im Falle der Elefanten ist nun SADC (South African Development Community, eine 1980 gegründete Kooperationsinitiative für Staaten des südlichen Afrikas) gefragt. Elefanten halten sich nämlich nicht an Staatsgrenzen und wenn sie in Namibia, Simbabwe, Sambia und Angola eines Tages auch wieder in Frieden leben können, kann aus der gesamten Region ein Paradies werden. Ein Paradies, in dem man vielleicht eines Tages die letzten afrikanischen Elefanten in Freiheit beobachten kann.

8. Dankeschön

All die wunderbaren, lehrreichen und manchmal auch erschreckenden Erfahrungen, die ich in meiner Zeit in Botswana machen durfte, bleiben unvergessen. Genauso wie die Hilfsbereitschaft vieler Menschen, die mich unterstützt haben, meine vielen Pläne in die Tat umzusetzen. Michael Meier von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Klaus Thüsing vom DED, Christian Nels von der GTZ, Herrn Schregle von der Deutschen Botschaft, Karl-Heinz Gimpel vom „Crocodile Camp“, dem Berufsjäger Paul Klotsch, Glenn Grant, meinen Kollegen und Kolleginnen vom Botswana Guardian und der Midweek Sun und allen anderen, die mich auf diesem Weg begleitet haben, ein ganz großes Dankeschön. Natürlich auch an die Daheimgebliebenen, allen voran die Heinz-Kühn-Stiftung und ganz besonders Erdmuthe Op de Hipt. Danke für die vielen einmaligen Erlebnisse, die intensiven Eindrücke und die große Chance, eine andere Welt kennenzulernen.